

Mag der Tote auch gar nicht mehr unter der Erde schlummern. Denn es herrscht auf diesem Friedhof ein eigentümlicher Brauch, den wir Menschen mit westlichen Nerven kaum begreifen. Wir entsetzen uns, wenn wir diesem Friedhofsbrauche zum erstenmal begegnen, und können nicht verstehen, wie Verwalter der Totenheiligkeit es so eilig haben können, den Frieden der besiegten Gebeine zu stören. Der Tote, für dessen Ruhestatt nicht ein besonderer Ehrenplatz auf alle Ewigkeit geschenkt oder erkauft wurde, darf nämlich nur drei Jahre unter der Erde bleiben. Während dieser Zeit haben die Maden und Fliegen das Werk ihrer gespenstischen Säuberung vollendet. An den Menschengebeinen ist kein Säftlein, nichts Verwesbares und Vergängliches mehr geblieben. Kahl und kalt und den Jahrtausenden noch gewachsen, liegt das Skelett in der Grube, aber man läßt es dort nicht länger als die vorgeschriebenen drei Jahre. Dann gräbt man es aus, und in einer schmalen Kiste wird zusammen geschüttet, was einstmals die Wohnung einer unsterblichen Seele gewesen ist. Aus der schauerlichen Tiefe wird das Gebein zum schönen Tageslicht wieder emporgeschaufelt, doch die neue Wohnung der Knochen ist keineswegs prunkvoll oder kostbar. Eine einfache Kiste, nicht einmal ordentlich genagelt, muß ausreichen. Diese Kisten werden alle aufeinander gespeichert, als wenn Waren in einem Krämerladen aufzubewahren seien. Findet man keine Knochenkiste, die aus neuen Brettern besteht, so begnügt man sich schon mit einer schmutzigen, deren Stempel und Signatur noch erzählen, daß es sich um eine ehemalige portugiesische Sardinenbüchsenkiste oder um einen Kannenverschlag von der Standard-Oil-Company des Herrn Rockefeller handelt. Neben das ehemalige Schiffsladzeichen ist nun mit groben Buchstaben der Name des

heutigen Kistenbewohners aufgepinfelt. Wollte der Leidtragende ihm besonders wohl, so klebte er noch eine Photographie des Entschlafenen auf die Holzwand. Aber auch eine billige, engelgeschmückte Ansichtskarte, erstanden auf der Trödlerstraße, muß häufig zum Schmucke erhalten. Nun werden die Kisten nicht etwa verborgen. Sie stehen in mächtigen Stapeln am Weg. Nicht alle sind ordentlich verschlossen. Durch den breiten Holzspalt oder den schlecht passenden Deckel dringen die Knochen hervor. Hätte ein Dieb des Graufigen Luft, er könnte ungestört eine ganze Tracht heimtragen.

Gleich am Anfang des Friedhofes steht eine Art Schuppen. In die Hauptwand ist eine Gedenktafel eingefügt, die besagt, daß hier im Jahre 1840 im tragischen Knospentaler von erst drei Monaten Graf Alexander Johann Baptist Clemens Gabriel Max Waldkirch, Sohn des königlich bayerischen Kammerherrn Clemens von Waldkirch und seiner Gemahlin Mathilde, beerdigt wurde. Im Schuppen, der wohl einst die Grabkapelle des Knäbleins war, ist von dem Gedächtnis an den deutschen Jüngling keine Spur mehr zu finden. Doch alles ist angefüllt mit kleinen Säcken, unter deren dünnem Gewebe sich sehr deutlich abzeichnet, was sie bergen: auch hier Menschenknochen, für die der Erdboden keinen Platz mehr bietet. Zerbröckelt, zerbrochen, zerknackt und zerkracht schnell und ohne Scheu hundertes Gebein. Was das Bündel eines Mannes ausmacht, ist nicht umfangreicher als das Bündel einer Matrone. Sittliche Größe und körperliches Maß, nichts mehr bestand, alles wurde gleichgemacht von den gleichen, gar nicht unfrommen Menschen, die da glauben, daß des Menschen Seele unsterblich ist und eine Auferstehung kommen wird am jüngsten Tage. *Dr. Max Hochdorf (Berlin)*

## DAS SCHICKSAL EINES PROMETHIDEN

An einem stürmischen Oktobertag des Jahres 1819 trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren aus einem Hause in der Schwarzspaniergasse in Wien und wandte seine Schritte dem Schottentor zu. Er trug einen weiten dunklen Mantel, derbe Schuhe und auf dem mächtigen Haupte einen niedrigen zerbeulten Zylinderhut. Sein breites, derbknochiges Gesicht war von düsterer Melancholie und einer trotzigigen Herbheit, die menschen scheue Verschlossenheit oder tiefen seelischen Kummer, vielleicht beides, ahnen ließ. In der Rechten hielt er einen wuchtigen Knotenstock, und obgleich er ziemlich rasch dahinschritt, war sein Gang etwas unsicher und schwerfällig wie bei einem, der nach langem Krankenlager zum erstenmal wieder ins Freie kommt.

Als er durchs Schottentor nach dem freien Glacis gekommen war, drang der Nordwest ungestüm auf ihn ein, er mußte den Hut festhalten und sich den tobenden Winden entgegenstemmen, so daß er nur mühsam vorwärtsskam. Zuweilen blieb er stehen, wie um dem gewaltigen Konzert der Lüfte zu lauschen, und tat dann einen tiefen, atemringenden Seufzer. An solchen Tagen pflegte er seine Spaziergänge weiter als sonst auszudehnen, denn er liebte das Pfeifen und Heulen des Sturmwindes, der wie mächtige Orgeltöne ihn umbrauste. Heute besonders hatte der Klanggewaltige alle Register gezogen, rüttelte wild an den Zweigen der Bäume und trieb die welkenden Blätter in Wirbeln vor sich her. Zerfetzte Rauchfahnen und schwanweiße Wolken jagten am Himmel wie ein Heer aufgeschreckter flüchtender Träume.

Wieder blieb der Mann stehen, um Atem zu schöpfen und zu horchen. Aber die gewaltige Symphonie berührte sein Ohr wie ganz feines, fernes, verwehtes Läuten, wohl gehört, doch kaum gehört. Kopfschüttelnd schritt er die Währinger Straße entlang, während sein Blick über die niedrigen Häuschen der Vorstadt Allergrund hinweg sich den Bergen des Wiener Waldes zuwandte. Bald hatte der Einsame Döbling erreicht, wo er auf freier Höhe sein Lieblingsplätzchen wußte. Auf der Bank unter einer mächtigen gilbenden Linde ließ er sich nieder und schaute träumenden Auges hinüber nach den Tälern und Hügeln Grinzings und Sieverings mit ihren Rebhängen, wo die Winzer eifrig mit der Weinlese beschäftigt waren. Ringsum lagen die fruchtenschweren Gärten im Abenddämmer, und aus fernen Heurigenchen klangen lustige Weisen. Den Einsamen aber lockten sie umsonst, er sah unverwandt in herbstklare Fernen.

Der Sturm war allmählich müde geworden, nachdem er den Himmel blankgefegt und die dünnen Blätter von den Bäumen gezerrt hatte, um sie dem Spiele seiner sanfteren Geschwister zu überlassen. Die Berge schienen ganz nahegerückt, und auf den blaubraunen Höhen des Kahlengebirges und des Leopoldsberges ruhte das warme Gold der scheidenden Sonne, während an ihrem Fuße das Silberband der Donau aufblitzte.

Lange saß der Mann, ganz in seine träumerischen Gedanken eingesponnen, bis die Nacht aus den Tälern emporkroch und die weißen Nebel durch die Gärten woben. In